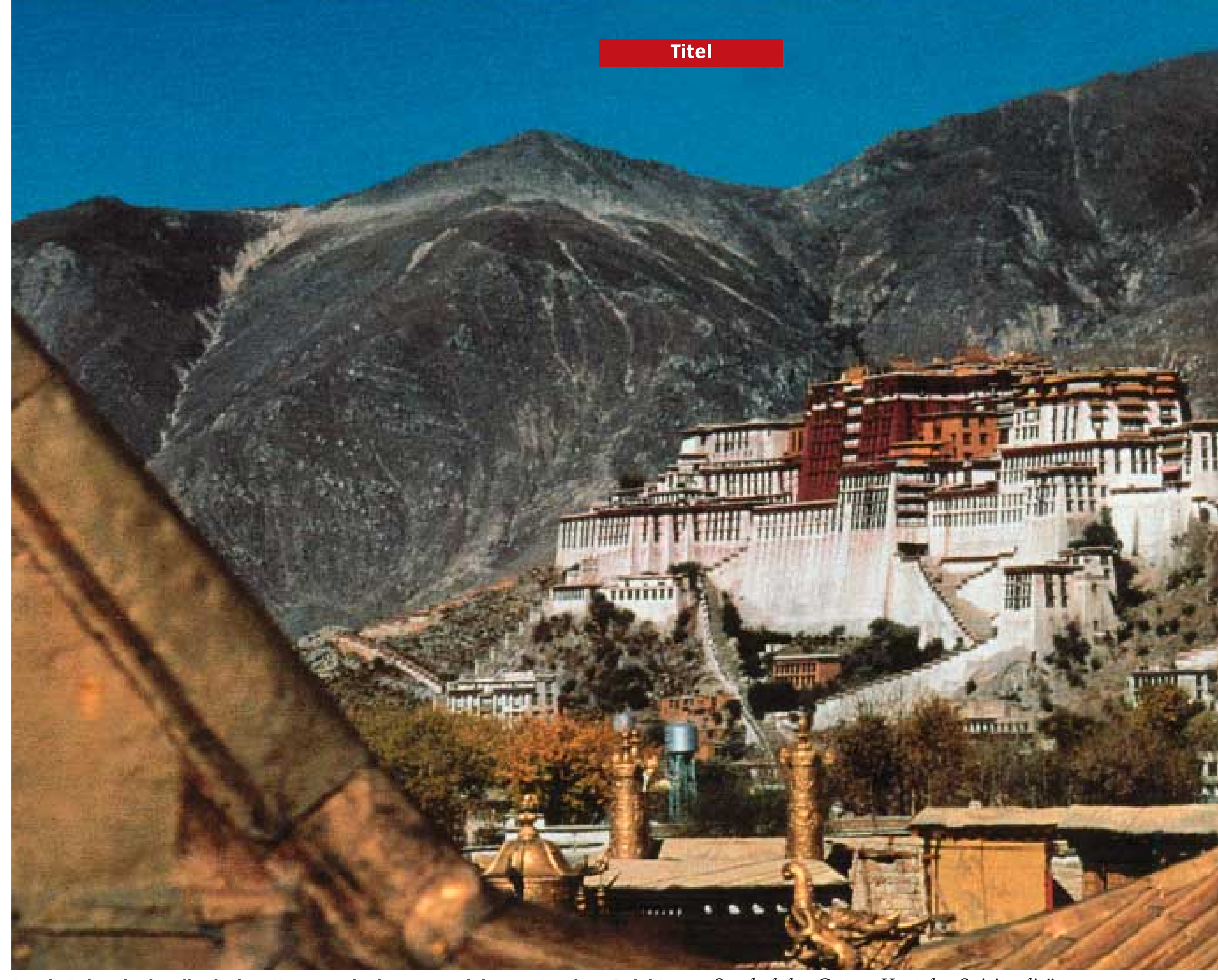


Potala-Palast in der tibetischen Hauptstadt Lhasa, vertriebener Hausherr Dalai Lama: *Symbol des Guten, Hort der Spiritualität*

Ozean der Weisheit

Nie war der Buddhismus so im Gespräch, nie war Tibet im Westen so populär: Politiker versichern dem Dalai Lama ihre Unterstützung, Hollywood dreht bewundernde Filme über das „Shangri-La“ und seinen Gottkönig. Aber während die sanfte fernöstliche Religion weltweit Anhänger findet, wird die Lage in dem von China besetzten Land immer verzweifelter.

Wer in diesen Tagen das bescheidene, doch schon frühmorgens geöffnete „Cafe Shambhala“ in der nordindischen Stadt Dharamsala besucht, dem kann es passieren, daß er am Tisch gegenüber den Hollywoodstar Richard Gere sieht. Oder den Starfotografen Richard Avedon in Mönchskluft. Oder einen grünen, linken, liberalen, konservativen Politiker aus irgendeinem EU-Land.

Toilettenpapier haben sie vorsichtshalber bei sich, da kaum irgendwo im Ort vorhanden. Und klaglos kauen sie ihre Yakburger. Sie sind nicht wegen kulinarischer Genüsse angereist; hier geht es um anderes: um spirituelle Nahrung.

Die alte koloniale „Hill Station“ Dharamsala, in über 2200 Meter Höhe pittoresk an die Hänge der Himalaja-Vorgebirge geklebt, zwölf Stunden Fahrt über oft halsbrecherische Gebirgssträßchen von der Hauptstadt Neu-Delhi entfernt, wäre nur irgendein Ort am Ende der Welt – wäre er nicht Sitz der tibetischen Exilregierung unter dem Dalai Lama.

Nirgendwo außerhalb des Vatikans treffen sich derzeit so viele prominente Pilger wie in diesem „Little Lhasa“: Tibet hat Hochkonjunktur im Westen. Der Buddhismus ist die Religion à la mode. Eine Audienz beim Gottkönig gilt als Nonplusultra.

Film-Diva Sharon Stone hat ihr Haus über dem Sunset Boulevard von Los Angeles mit fernöstlichen Devotionalien und Buddha-Figuren geschmückt, Goldie Hawns Aschram auf der Ranch von Montana ziert ein Abbild des Siddharta Gauta-



J. DUCANGE / AGENTUR FOCUS

P. FAYOLLE / SIPA

ma. Zwischen New York und San Francisco entsteht ein „Buddhistisches Zentrum“ nach dem anderen, religiöse Refugien, in die Schauspieler, aber auch Manager und Politiker zur inneren Einkehr fliehen.

Schnöder Materialismus ist passé, Lamaismus en vogue. Selbst Madonna hat sich schon als spirituell geoutet: das „Material Girl“ demnächst womöglich eine Tibet-Schwester.

Unterhaltungsgrößen und Umweltschützer haben mit ihrem Engagement für das Reich auf dem Dach der Welt einen gemeinsamen Nenner gefunden: Hollywood trifft Robin Wood. Vereint mit so unterschiedlichen Interessengruppen wie Amnesty International, Abtreibungsgegnern und Gewerkschaftlern, versuchen sie auch politisch Einfluß zu nehmen für den Freiheitskampf des Dalai Lama. Als Ende Oktober 1997 Chinas Staatschef Jiang Zemin im Weißen Haus bei Bill Clinton zum State Dinner geladen war, organisierte Richard Gere für die „International Campaign for Tibet“ nebenan ein „Stateless Dinner“ gegen die Pekinger „Besatzer“ – mit fast ebensoviel Prominenz.

Hollywood trifft Robin Wood: Tibets Buddhismus ist der gemeinsame Nenner

Wenn die Tibet- und Buddhismus-Begeisterung der Amerikaner irgendwo übertroffen wird, dann in Deutschland: Werbetexter und Wirtschaftsbosse, Hochschulprofessoren und Hausfrauen bekennen sich zur fernöstlichen Religion – Tendenz stark steigend.

Der Schauspielerin Marie-Luise Marjan („Lindenstraße“) ist buddhistisch zumute, weil „alles so friedlich ist“. Anja Kruse („Forsthaus Falkenau“) hat endlich Antworten gefunden, die „mir meine evangelische Kirche schuldig blieb“. Und den Kollegen Sigmar Solbach („Dr. Stefan Frank – der Arzt, dem die Frauen vertrauen“) besticht das historische Verdienst: „Im Namen des Buddhismus ist noch nie ein Krieg geführt worden.“

Ein Bekenntnis, mit dem man nichts falsch machen kann: Zweieinhalbtausend Jahre Friedfertigkeit statt Inquisition, stets heiter wirkende Mönche statt präpotenter Kirchenfürsten, Nirvana-Hoffnung statt Dschihad-Drohung – der Buddhismus tut keinem weh und ist trendy geworden unter den erlösungsbedürftigen Deutschen. Spätestens mit den Helden des TV-Vorabendprogramms hat der einst elitäre Glaube nun die Massen erreicht.

Selbst in den neuen Bundesländern, etwa im brandenburgischen Menz, flattern inzwischen schon Gebetsfahnen, murmeln Frisch-Bekehrte Mantras, basteln an vergoldeten Buddha-Figuren. Zwischen 300 000 und einer halben Million Deutsche fühlen sich nach jüngsten Erhebungen der fernöstlichen Religion verbunden und

schauen zumindest gelegentlich bei Zen-Gruppen und Meditationskreisen rein. Hinzu kommen bis zu 120 000 in Deutschland lebende asiatische Buddhisten, die ihrem Glauben in eigenen Zentren wie der vietnamesischen Vien-Giac-Pagode in Hannover nachgehen.

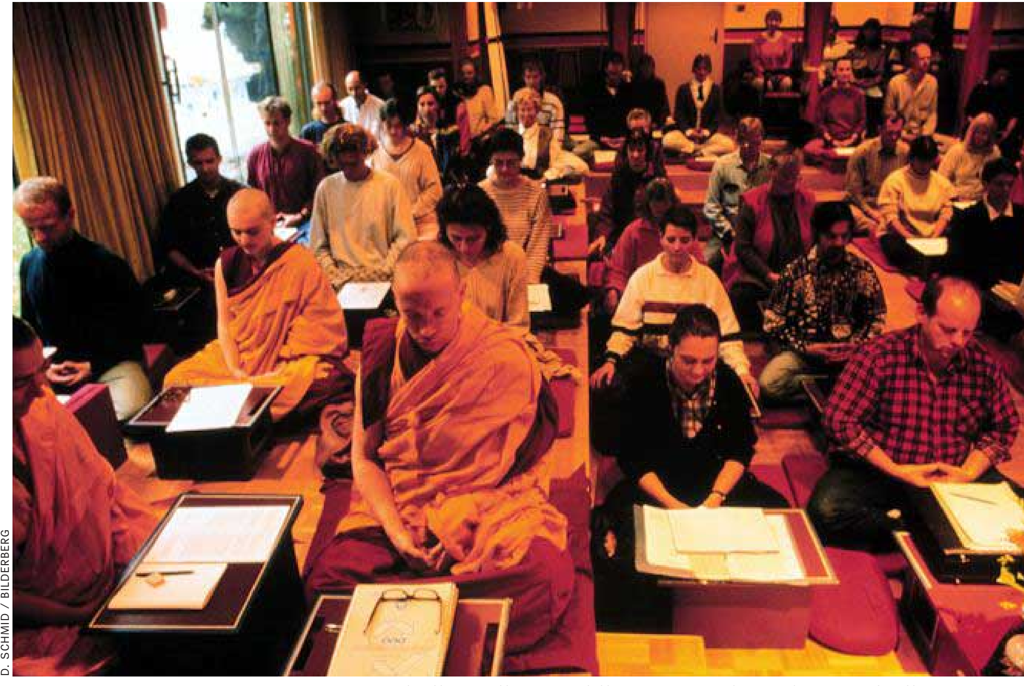
Die Tibet-Resolution des Bundestags gehörte zu den wenigen, die von allen Fraktionen im Bundestag mitgetragen wurden. Tibet-Bücher füllen in esoterischen Buchhandlungen ganze Schrankwände; ein Lebenshilfewerk wie „Die Fünf Tibeter“ hat nach über 300 Wochen auf der SPIEGEL-Bestsellerliste schon Kult-Status erreicht. Das Kaufhaus C&A stellte Winterkleidung als „Tibetkollektion“ vor; die Parfum-Werbung säuselt von „Samsara“, dem göttlichen Produkt aus dem Hause Guerlain (und übersieht, daß dieser buddhistische Begriff das „Leiden“ symbolisiert).

Tibet ist der Duft der Saison: Selbst obskure Streifen über Salzkarawanen irgendwo im Himalaja-Hochland hinter Schigatse lösen vor Kinokassen Schlangen aus. Rund zwei Millionen Deutsche mochten in den letzten Monaten den Teenie-Star Brad Pitt als österreichischen Abenteurer und Lama-Freund Heinrich Harrer („Sieben Jahre in Tibet“) sehen.

Nach der mittelprächtigen Hollywood-Produktion folgte eine wahrhaft prächtige: Regisseur Martin Scorsese („Taxi Driver“, „GoodFellas“), spezialisiert auf sensible Porträts von Außenseitern der Gesellschaft, hat sich der Lebensgeschichte des Dalai Lama angenommen. „Kundun“ heißt der Streifen, nach der tibetischen Bezeichnung für den Gottkönig: „Kostbare Anwesenheit“.

In eindrucksvollen Bildern (wegen des chinesischen Filmverbots in Marokko gedreht) entwirft er das Porträt eines außergewöhnlichen Menschen und eines mystischen Traumlands Shangri-La – anspruchsvolles, gefühlsstarkes Kino. In der Bugwelle des emotionalen Superhits „Titanic“ dürfte die buddhistische Welle noch höher schwappen: Bei der glanzvollen Deutschland-Premiere des Dalai-Lama-Films in München gab sich die Prominenz die Ehre, Otto Graf Lambsdorff übernahm für die Bonner Politik die Schirmherrschaft über das Ereignis.

Tibet als Symbol des Guten, als letzter Hort der Spiritualität, wo Weisheit und Harmonie bewahrt werden, während die Welt in Dunkel und Chaos liegt: Ist das „Dach der Welt“ die Projektionsfläche für alle unsere Sehnsüchte geworden? Welches Geheimnis verbirgt sich hinter der westlichen Faszination mit diesem fernen Land, seiner Religion und seinem Gottkönig?



D. SCHMID / BILDERBERG

Tibetisches Zentrum in Hamburg: *Eine halbe Million Buddhisten zwischen Rhein und Elbe*

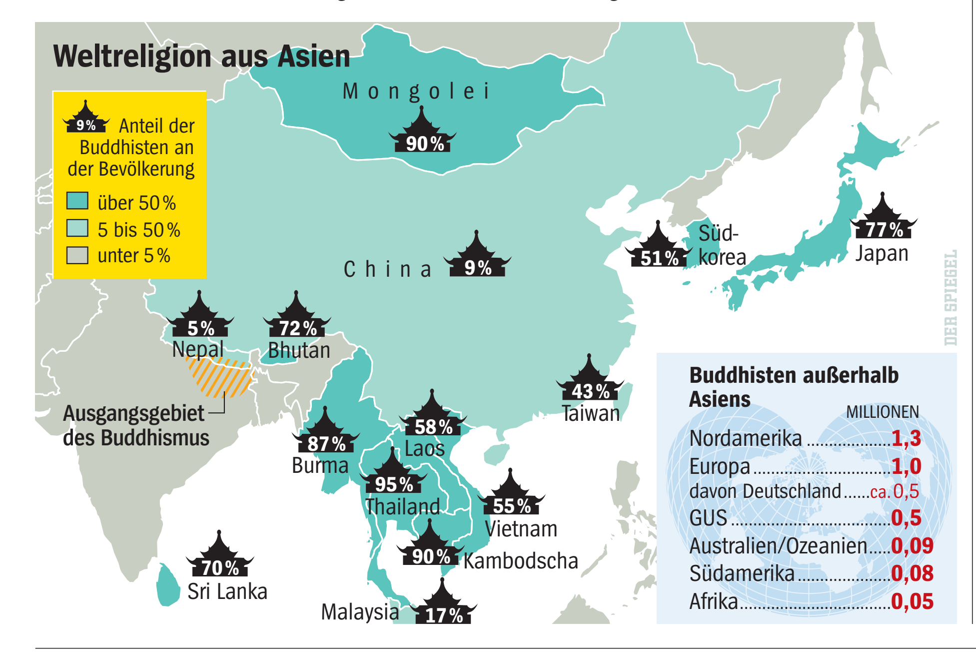
Seine Heiligkeit der 14. Dalai Lama nimmt sich mit der Antwort Zeit. Für die Privataudienz hat er es sich auf dem Sofa in seiner bescheidenen Residenz bequem gemacht, eine riesige Tibet-Karte im Blickfeld, ein wandhohes Mandala, Abbild des buddhistischen Universums, im Rücken.

Federnden Schrittes ist er hereingekommen, er wirkt jünger als seine 62 Jahre; vier Stunden hat er, wie jeden Morgen, auch heute schon meditiert, tibetischen Gerstenbrei vermischt mit westlichem Müsli gefrühstückt, die BBC-Nachrichten im Fernsehen angeschaut, eine halbe Stunde auf seinem amerikanischen Fitneß-Fahrrad trainiert. Nachdenklich zupft er sein schlichtes dunkelrotes Mönchsgewand zurecht, verscheucht ganz vorsichtig – Buddhisten sollen nicht töten, auch kein Ungeziefer – eine aufdringliche Fliege.

Und dann sagt er: „Ganz ehrlich, ich frage mich auch oft, was es mit dieser Tibet-Begeisterung auf sich hat. Ob das alles auf einem Mißverständnis beruht – weil die Menschen im Westen sich von uns Instant-Erleuchtung erhoffen oder gar weil sie von besonderen tantrischen Sex-Praktiken gehört haben?“

Aus den Augenwinkeln beobachtet er die Reaktion auf die Antwort, ein bißchen Gandhi, viel Groucho Marx. Dann bricht er in ein befreiendes, dröhnendes, aus den tiefsten Winkeln des Körpers losgelöstes Lachen aus.

Der Dalai Lama wird ernst. Er erzählt von der Sanftmut und der Toleranz seiner Religion, die keinen bekehren will (siehe Gespräch mit Buddhismus-Forscher Schumann, Seite 122). Und davon, was ihm wirklich am Herzen liegt: Die Repression in seiner Heimat habe wieder zugenommen, brutal schlage Peking gegen die Tibeter los.

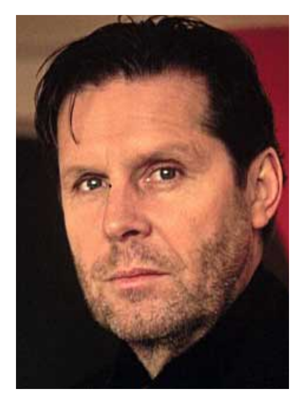


Buddhisten außerhalb Asiens

	MILLIONEN
Nordamerika	1,3
Europa	1,0
davon Deutschland	ca. 0,5
GUS	0,5
Australien/Ozeanien	0,09
Südamerika	0,08
Afrika	0,05

Zum Beispiel gegen die 21jährige Nonne Ngawang Sangdrol in Lhasa: Wegen Demonstrationen für die Unabhängigkeit Tibets und „Absingen nationalistischer Lieder“ war sie 1992 und 1993 zu insgesamt neun Jahren Gefängnis verurteilt worden; nur weil sie sich hinter Gittern weigerte, ihrem Glauben abzuschwören und Pekinger Gefängnisbeamten „Achtung zu zollen“, verurteilte man sie zu neun zusätzlichen Jahren Haft.


Buddhistin Marjan


Buddhist Solbach


Buddhistin Kruse

FOTOS: ACTION PRESS

Einen „kulturellen Völkermord“ nennt der Dalai Lama, was sich in seiner Heimat abspielt. Peking versuche, Tibet zu überfremden – mittlerweile seien durch die verordnete Zuwanderung schon fast zwei Drittel der Bevölkerung in den Städten Lhasa und Schigatse Chinesen. An Schulen würden die tibetische Sprache und das Brauchtum unterdrückt, die Kinder gegen den Buddhismus indoktriniert.

„Ich fordere nicht mehr die totale politische Unabhängigkeit meines Landes“, sagt der Führer Tibets im Exil. „Mit diesem Verlust können wir uns abfinden, nicht aber mit dem Verlust der eigenen Kultur, der Zerstörung der geistigen Werte und unseres Glaubens.“

Der Dalai Lama reist inzwischen ebensooft wie der Papst ins Ausland, von Empfang zu Empfang, ganz eiliger Vater seines Volkes. Er spricht mit Abgeordneten des Europäischen Parlaments, fährt häufig in die USA und demnächst auch wieder nach Taiwan, schüttelt jede verfügbare Politikerhand, nimmt internationale Auszeichnungen entgegen.

Er schreibt Grußworte für manche eher zweifelhaften esoterischen Werke, solange der Verlag für tibetische Hilfswerke spendet. Er macht, zum gleichen Zweck, Werbung für den Computerhersteller Apple. Er eröffnet buddhistische Zentren neureicher New-Age-Protagonisten, von deren Seriosität er nicht immer überzeugt sein kann. Und er toleriert, Güte im Herzen, Fragen wie die neulich in Kalifornien: „Geben Sie uns mal Tips, wie man ganz schnell erleuchtet wird?“

Der Gottkönig, dessen Titel „Ozean der Weisheit“ bedeutet, fühlt sich als PR-Mann der Tibeter. Für die Sache geht er Kompromisse ein, bis an den Rand dessen, was er für vertretbar hält – sein Privileg, seine Bürde. „Aber wenn ich abstreiten würde, daß wir unseren prominenten Unterstützern etwa aus Hollywood viel positive Publicity verdanken, dann wäre das eine Lüge“, sagt er, und daß ihm natürlich der Beistand eines noch so armen Menschen gleich willkommen und wichtig sei.

Es gibt kein Kino in Dharamsala, weder „Sieben Jahre in Tibet“ noch „Kundun“ hat der Dalai Lama bis heute gesehen. Doch am Script für Scorseses Film hat er mitgewirkt, akribisch drei Versionen verbessert. Die Drehbuchautorin Melissa Mathison („E. T.“), verheiratet mit dem Hollywood-Star Harrison Ford, kennt er als aufrichtig interessierte Tibet-Sympathisantin.

Nun muß es doch heraus: „Ist der Film gut geworden?“ fragt Seine Heiligkeit, so neugierig wie ein Kind.

Er beginnt stockend zu erzählen, wie ihn Filme schon als Kleiner, damals in der Einsamkeit seines Palasts, beeindruckt haben. Von seiner Jugend redet er, von einem schönen, harschen Land, in dem das von den Gletschern gespiegelte Sonnenlicht so intensiv leuchtet wie sonst nirgendwo – und das doch auch nach seiner Meinung nie das verheißene Shangri-La war.

Der Mythos Tibet hat die Wirklichkeit schon in grauen Vorzeiten verdeckt. Bevor das Abendland auch nur einen Namen für das Gebiet kannte, kursierten dank Herodot (5. Jahrhundert vor Christus) und Ptolemäus (2. Jahrhundert nach Christus) Erzählungen über goldgrabende Riesenameisen und ein Amazonenreich im Himalaja. Der venezianische Weltreisende Marco Polo erwähnt „Thebeth“ schaudernd wegen der dort praktizierten Magie; gesehen hat er das Dach der Welt nie. Die „Entdeckung“ blieb dem portugiesischen Jesuiten António de Andrade 1624 vorbehalten, der von Seelenwanderung, Sanftmut einer tiefgläubigen Bevölkerung und „zahlreichen Priestern“ berichtete.

Die Abgeschiedenheit hat Tibet zu allen Zeiten die Aura des Geheimnisvollen verliehen. Mal beurteilte man das exotische Land mit seiner fremden Religion extrem positiv, mal extrem negativ, aber immer blieb es ein verzerrtes Gegenbild zur eigenen Kultur – als etwas Eigenständiges wurde Tibet im Westen nie wahrgenommen.

Während Denker wie Rousseau und Herder in den Tibetern minderwertige, dem Feudalismus verhaftete Barbaren sahen und in ihrer Religion rückständigen Wahn, sangen die britischen Eroberer bald nach ihrem Einmarsch in Lhasa (1904) das Hohelied auf die „wahrhaft Gläubigen“. Die Bewegung der Theosophen am Ende des 19. Jahrhunderts, eine Revolte gegen den wissenschaftlichen Positivismus, machte Tibet endgültig zum Traumland, zum spirituellen Zentrum jenseits von Raum und Zeit. Dem Mythos einen Namen gab der Autor James Hilton 1933 in seinem Buch „Lost Horizon“: Shangri-La. Er war – wie so viele Schwärmer – nie in Tibet.

Zwei Jahre später gründete in Nazi-Deutschland Heinrich Himmler die SS-Forschungsstätte „Ahnenerbe“; seine Berater wie der Wissenschaftler Ernst Schäfer glaubten, Tibet sei die Wiege der Menschheit, Zufluchtsort einer „arischen Wurzelrasse“, wo eine Priesterkaste ein geheimnisvolles Reich des Wissens, „Shambhala“, geschaffen habe – dekoriert mit dem buddhistischen Symbol vom Rad der Lehre, einem Hakenkreuz.

Geschichten von goldgrabenden Ameisen und einem Amazonenreich im Himalaja

Schäfer brach 1934 zur ersten von zwei durch die SS finanzierten Expeditionen auf, um Reste von „nordisch-geistigem Adel“ aufzuspüren – er war gerade in Tibet, als einer gläubigen, aber nicht besonders gutsituierten Bauernfamilie in dem Dorf Taktser („Leuchtender Tiger“), 1100 Kilometer von Lhasa entfernt und in der Nähe des berühmten Klosters Kumbum, ein Sohn geboren wurde. Es war das neunte Kind, das die Mutter austrug, nur vier hatten überlebt.

Nichts deutete bei der Geburt auf ein ungewöhnliches Schicksal. Aber aus diesem Kind, dem die Eltern den Namen „Erfüllung göttlicher Wünsche“ gaben, wurde etwas Besonderes: der Dalai Lama.

Nach seinen Erzählungen sind das die ersten Dinge, an die er sich erinnern kann: ein Hühnerstall, in dem er das Gackern der Hennen nachahmte; Balgen mit seinem Bruder; das in dieser Gegend seltene Kamel; ein fremder Mann „mit stechendem Blick“, der eines Tages in der Bauernhütte auftauchte und ihm verschiedene Gegenstände aus Lhasa vorlegte. „Die gehören mir“, rief der Bub, damals noch keine vier, und wählte aus verschiedenen Perlenkränzen den unscheinbarsten und statt der prächtigen Gebetstrommeln eine schmucklose.

Der Mann mit dem Adlerblick war ein Abt aus Lhasa und Vertrauter des verstorbenen Dalai Lama. Er befand sich auf der Mission seines Lebens – den Nachfolger

für den besonders beliebten „Dreizehnten“ zu finden, der nach dem Sturz der Mandschu-Kaiser 1912 sein Land in die De-facto-Unabhängigkeit geführt und wenigstens versucht hatte, dem so lange in Leibeigenschaft verhafteten Volk ein Reformer zu sein: Er hatte die Korruption bekämpft, die Todesstrafe und das Augenausstechen abgeschafft, andere mittelalterliche Züchtigungen freilich beibehalten, etwa die Zurschaustellung am öffentlichen Pranger.

Zu den Besonderheiten des tibetischen Buddhismus gehört, daß der Titel weder vererbt noch, wie bei der Wahl eines Papstes, verliehen wird: Die Tibeter glauben an die Reinkarnation und daran, daß die Verkörperung des Bodhisattva Awalokiteschwara, Buddha des Mitgefühls, nach dem Tod seiner jeweiligen irdischen Hülle wiedergeboren wird – es gibt Zeichen, wo und wann dieses Kind zu finden ist, man muß sie nur zu deuten wissen.

Damals, 1933, soll der tote 13. Dalai Lama nach der Einbalsamierung noch einmal den Kopf gewendet haben – Richtung Nordosten. Im heiligen See schimmerten Buchstaben auf; A stand für die Nordostprovinz Amdo, K für das Kloster Kumbum, folgerte die mönchische Expertenkommission nach jahrelangen Beratungen. Und dann war da noch die Erscheinung eines Bauernhauses mit türkisfarbenen Ziegeln, das im Wasser glitzerte und wieder verschwand.


KEYSTONE

14. Dalai Lama (1942)

Als der Abt schließlich das Haus im Dorf Taktser gefunden hatte, das dem vom Orakel im See so ähnelte, verkleidete er sich für die Tests als einfacher Diener. Keiner gab dem Jungen bei den Prüfungen – es galt Gegenstände aus dem Besitz des früheren Dalai Lama zu erkennen, den Perlenkranz, die Gebetstrommel – Hilfestellung. Die Delegation aus der Hauptstadt war sich ihrer Sache sicher: Der Neue war gefunden.

Und wie sieht das der 14. Dalai Lama heute? Hat er niemals daran gezweifelt, der Auserwählte, der Begnadete zu sein?

Er sagt: „Die Antwort fällt mir nicht leicht, aber ich habe meinen Glauben und meine Erfahrungen: Ich muß akzeptieren, daß ich mit allen meinen Vorgängern, mit dem Bodhisattva, mit dem Bewahrer des weißen Lotus, und auch mit Buddha selbst spirituell verbunden bin.“ Er setzt beschwichtigend hinzu: „Daß Menschen aus einem anderen Kulturkreis damit nicht zurechtkommen, leuchtet mir ein. Wichtig ist vielmehr die spirituelle Suche, der innere Frieden, die gute Tat – ich ermutige alle, sich zunächst einmal mit den Religionen ihrer Umgebung zu beschäftigen, bevor sie zum Buddhismus übertreten.“

Eine verlorene Jugend, ein Leben im goldenen Käfig: Der Dalai Lama ist sich in der Rückschau sowohl der Gnade wie der Last seiner Berufung bewußt. Drei Monate war der Kleine mit großem Troß in die Hauptstadt unterwegs. Er erinnert sich noch, daß er den Triumphzug durch Lhasa für einen Vierjährigen „wohlerzogen“ über sich ergehen ließ; an ein letztes, ziemlich entspanntes Jahr im Kreis der Familie und der heiligen Männer: „Mein Abschied von der Freiheit“.

Dann kam 1940 die Krönung zum religiösen Oberhaupt auf dem Löwen-Thron im riesigen Potala-Palast. Die 1000-Zimmer-Burg empfand der kleine Lama als kalt, abweisend, bedrohlich.

Ein Jahr zuvor war die zweite SS-Expedition nach Deutschland zurückgekehrt. Himmlers Schäfer schwärmte zwar noch immer vom „kernigen tibetischen Volksschlag“, dem „nordisch-geistigen Adel“, bedauerte aber „die lähmenden Bande ihrer pazifistischen Religion“. Noch eine Weile dachte man in Berlin – „Geheimauftrag Tibet“ – allen Ernstes daran, die Menschen auf dem Dach der Welt gegen die Briten aufzuwiegeln, bis sich die Ostfront immer weiter von Tibet entfernte.

Der Gottkönig jenes angeblich „indogermanischen Volksschlags“ spielte derweil mit Zinnsoldaten, die er in einer Vorratskammer als Spielzeug gefunden hatte. Er stellte sie in immer neuen Formationen zum Krieg auf, machte sich dann einen Spaß daraus, sie einzuschmelzen – und zu Spielzeug-Mönchen umzumodellieren.

Mit neun Jahren fand er einen alten Filmprojektor und einige verstaubte Rollen. Mit Hilfe eines chinesischen Mönchs gelang es dem handwerklich begabten Jungen, das Ding in Gang zu bekommen. Er sah die Inthronisierung des britischen Königs Georg V. („langweilig, Vergleichbares kannte ich“), einen Trickfilm mit aus diversen Eiern schlüpfenden Tänzerinnen („ungewöhnlich“) und war enorm fasziniert von einem Streifen über Bergarbeiter – „solche Lebensbedingungen hatte ich mir nicht vorstellen können“.

Seine Lehrer paukten mit ihm das „Prajnaparamita“, die buddhistische Perfektion des Wissens. Er schlich sich nach dem Unterricht zum Dach des Palastes und zu seinem geliebten Teleskop: Großartig war der Blick von dort oben über ganz Lhasa, doch den Dalai Lama interessierte mehr ein



DPA

Rote Fahnen über Tibet*: *Maos Militär besetzte Bauernhöfe, zerstörte Klöster, demütigte die Bevölkerung*

Dorf namens Shöl in seinem Blickfeld, wo die staatliche Haftanstalt lag – Aufenthaltsort der anderen Gefangenen: Der junge Auserwählte verließ selten seinen Palast, und wenn, dann in einem Prunkzug mit Hunderten von Menschen.

An der Spitze der Kolonne marschierte der Mann mit dem symbolischen Rad des Lebens, es folgten Reiter in traditionellen Kostümen, die Flaggen und Staatswappen schwenkten; Träger schleppten, in Seide geschlagen, den Besitz des Gottkönigs mit, einschließlich seiner Singvögel in Käfigen, von Offizieren geleitet, schließlich die von acht Männern getragene Sänfte mit dem Dalai Lama. „Die Menge auf den Straßen wurde überwacht von meiner Mönchspolizei, furchteinflößenden Männern. Sie schwangen Peitschen – und zögerten nicht, sie zu benutzen."

Während der Jüngling in die Zeremonien eingeführt wurde, herrschten in seiner Stellvertreter-Regierung Korruption und Intrige. Der zurückgetretene Regent und Dalai-Lama-Lehrer Reting Rinpoche wollte mit einem Putsch wieder an die Macht. Die innenpolitische Krise und die chinesischen Einmarschdrohungen führten dann zu einer frühzeitigen Amtseinführung des Dalai Lama auch als weltlichem Herrscher.

Am 17. November 1950 wurde er, 15jährig, zum Oberhaupt Tibets ausgerufen. Zu spät, um noch die Unabhängigkeit des Reiches zu retten, das im 7. Jahrhundert vereint und lange Zeit China mindestens ebenbürtig war: Mao Tse-tungs „Volksbefreiungsarmee" marschierte am 9. September 1951 in Lhasa ein.

Es folgten bittere Jahre für den Gottkönig und für Tibet: Maos Militärs besetzten Bauernhöfe, zerstörten Klöster, demütigten die Bevölkerung. Der Große Vorsitzende brach alle Zusagen von „interner Autonomie", die er dem Dalai Lama zunächst gegeben hatte. Peking verhinderte die vom Gottkönig eingeleiteten Sozialreformen – nichts lag den Chinesen ferner als das Wohlergehen der einfachen Leute.

Der Dalai Lama fuhr 1954 sogar in die Höhle des Löwen, fand Mao „einen höchst beeindruckenden Menschen", aber keinen, dem man Kompromisse abringen konnte: „Religion ist Opium des Volkes, Religion ist Gift", eröffnete Mao verächtlich dem Religionsführer. Der Dalai Lama nennt ihn heute den „Großen Manipulator".

Die kriegerischen Khampa aus Osttibet verschanzten sich als Guerrilla in den Bergen, von der amerikanischen CIA halbherzig unterstützt und mit alten Vorderladern versorgt. Ihr Kampf wuchs im März 1959 zum Volksaufstand, als sich Hinweise verdichteten, die Kommunisten wollten den Dalai Lama in ihre Gewalt bringen. Hals über Kopf floh der Gottkönig, zuerst auf einem Pony, dann auf einem Yak, über reißende Flüsse und 5000 Meter hohe Pässe. Ihrem Führer folgten innerhalb weniger Wochen 80 000 Tibeter ins indische Exil; unter den Daheimgebliebenen richtete Chinas Armee ein Blutbad an: 87 000 Tote.

In der Fremde beginnt das zweite Leben des Dalai Lama, das in Scorseses „Kun-

* In Lhasa 1956: chinesische Regierungsdelegation, Dalai Lama (3. v. r.).



J. WISCHMANN / AGENTUR FOCUS

Tibetisches Kloster Rumtek: *Lehrstunden beim „Großen Manipulator"*


ASUPI / VISIONS / AGENTUR FOCUS

Protest gegen Besatzer in Lhasa (1987): *Ende des gewaltlosen Widerstands?*



Pekinger Militärs in Lhasa: *Chinas Souveränität*

dun“-Film nicht mehr vorkommt. „Seit damals, seit jetzt 39 Jahren, bin ich optimistisch, daß ich heimkehren kann“, sagt er als Chef einer Exilregierung, die zum erstenmal in der tibetischen Geschichte vom Volk – den Vertriebenen – direkt gewählt ist und einem Parlament formal Rechenschaft ablegt.

Er hat in der Fremde Tiefpunkte erlebt, etwa die barbarischen Verwüstungen seiner Heimat durch die Roten Garden während der Kulturrevolution Ende der sechziger Jahre; auch Hoffnungsschimmer, so 1979 unter einem wiedererstarkten Deng Xiaoping, als die Chinesen drei Delegationen des Dalai Lama „zu Erkundungsreisen“ ins Land ließen (deren überwältigender Empfang durch die Tibeter Peking freilich schockiert hat).

Der Dalai Lama ist zu einem gewieften Interessenvertreter geworden. Er hat erkannt, daß man sich der Medien bedienen muß, um die internationale Politik zu beeinflussen. Willy Brandt und Václav Havel nennt er neben Gandhi seine Vorbilder: keine Heiligen, aber Männer mit Vision, die Demut und Gewaltlosigkeit in reale Macht umzusetzen wußten. Auf den Friedensnobelpreis von 1989 ist er in diesem Sinne „stolz“, wenngleich Stolz nicht zu den Kategorien gehöre, in denen er denke.

Aber bei aller politischen Anerkennung, die er mehr denn je im Westen genießt, bei all den Solidaritätskundgebungen aus Europa und den Sympathiebeweisen aus Hollywood – der Dalai Lama weiß: Die Regierungen in Washington, Paris und Bonn wollen sich wegen übergeordneter Wirtschaftsinteressen mit Peking arrangieren, Tibet stört da nur.

Und mit der chinesischen Überfremdungspolitik läuft die Zeit gegen ihn und sein Land. 10 bis 15 Jahre, dann ist unsere Identität verloren“, meint er und klammert sich ein wenig an die Vorstellung, den so schnellen Untergang des totalitären Kommunismus in Europa habe ja auch keiner erwartet. „Ich werde Lhasa wiedersehen“, sagt der Gottkönig, mehrfach, wie ein Mantra, das man nur oft genug wiederholen muß, um es wahrzumachen. „Sollte es sein müssen, lege ich dafür alle Ämter nieder. Ich bleibe der letzte Dalai Lama, wenn mein Volk es so will.“

Eine Regelung wie in Hongkong schwebt ihm für Tibet vor. Er glaubt, die tibetische Eigenständigkeit, die besondere Kultur seines Volkes zu erhalten sei auch unter Pekings Souveränität möglich – wenn seinem Land nur eine wirkliche innere Autonomie zugestanden werde. So weit ist er der Volksrepublik noch nie entgegengekommen. Nun aber, sagt der Dalai Lama, sei seine Kompromißbereitschaft „ausgeschöpft“.

Die Reaktion der KP-Führung auf die Gesten des Goodwill: Sie verweigert weiter jede Diskussion, beschimpft den Dalai Lama wegen seiner „spalterischen Einflüsse“ und neuerdings auch, Zeichen tiefster Verachtung, als „Schlangenkopf“.

Längst ist Seine Heiligkeit auch im eigenen Lager nicht mehr unumstritten. Sein „Kashag“, das Kabinett, steht zwar geschlossen hinter ihm, nicht aber die Jugend im Exil wie in der Heimat. Einige Hitzköpfe im „Tibetischen Jugendkongreß“ von Dharamsala halten den gewaltlosen Kampf für gescheitert und plädieren für bewaffneten Widerstand. Ab und zu schon sind in Lhasa selbstgebastelte Bomben explodiert, am ersten Weihnachtsfeiertag 1996 sogar vor einem Regierungsgebäude.

Auf der anderen Seite fordert der amerikanische Tibet-Experte, der im Weißen Haus einflußreiche Professor Melvyn Goldstein, einen noch „weicheren“ Kurs, als ihn der Dalai Lama bisher eingeschlagen hat: „Will er wirklich etwas erreichen, muß er aufhören, China auf der internationalen Bühne anzugreifen, muß er zurückkehren und öffentlich die chinesische Souveränität über seine Heimat akzeptieren.“ Er müsse auch sein Beharren auf die Grenzen des alten Groß-Tibet aufgeben.

Goldstein gibt zu, daß ein solcher Kurs das Exilparlament spalten würde und diese Richtungsänderung viele Tibeter gegen ihren Führer aufbringen könnte, die jetzt schon Probleme mit seinem Verzicht auf völlige nationale Unabhängigkeit haben. Und die Jüngeren sprächen dann wohl offen von „Verrat“ und gingen auf die Barrikaden.

Das also sind die politischen Optionen, die den Dalai Lama zu zerreißen drohen: eine tödliche Eskalation des Konflikts, die



akzeptieren?

er als Apostel der Gewaltlosigkeit nicht mittragen kann; der Selbstmord Tibets durch das Aufgeben aller nationalen Interessen. Oder die weitere Flucht in den internationalen Beifall, in die allgegenwärtigen Solidaritätskundgebungen – während sein Volk in der Heimat Tag für Tag von chinesischen Immigranten mehr bedrängt wird und seinen eigenständigen Charakter, seine Kultur verliert in den von chinesischen Geschäftsleuten eröffneten Bordellen, in den chinesischen Karaoke-Bars, in den chinesischen Kinos.

„Bei unserem Kampf für die Freiheit ist die Wahrheit die einzige Waffe, die wir haben", sagt der Dalai Lama. Schneller verbreiten sich die Lüge und die üble Nachrede – gute Menschen langweilen die Medien auf die Dauer, irgendwann schlagen „Enthüller" zu. Im Fall des Friedensnobelpreisträgers war es ausgerechnet das deutsche Fernsehmagazin „Panorama", das im November 1997 dessen „dunkle" Seiten aufdecken wollte.

Vertreter des doktrinären tibetischen „Shugden"-Kults durften sich in der TV-Sendung als eine vom Dalai Lama verfolgte religiöse Minderheit darstellen. Dabei waren es die Kultmitglieder, die zur Intoleranz aufriefen. Die indische Polizei bringt sie gar mit zwei Morden an Dalai-Lama-Vertrauten in Verbindung, verfolgt deren Fluchtspuren zurück nach China: Nicht ausgeschlossen, daß der Pekinger Geheimdienst mit Hilfe der fundamentalistischen Buddhisten-Sekte die Tibeter im Exil zu spalten trachtet. Der Dalai Lama: „Ich warne vor diesen Extremisten und dem öffentlichen Anbeten ihres Götzen. Und natürlich bin ich zu einer theologischen Diskussion bereit."

Schlimmer muß Seine Heiligkeit ein Vorwurf aus den eigenen Reihen treffen. Jamyang Norbu, Kodirektor des tibetischen Kulturinstituts in Dharamsala, beschuldigt seinen „verehrten Führer", dem „New-Age-Kolonalismus" der westlichen Tibet-Schwärmer durch Mythenbildung Vorschub zu leisten.

Nie in der Geschichte seien die Tibeter besonders pazifistisch gewesen – die grausam ausgetragenen Konflikte zwischen einzelnen Klöstern bewiesen dies, auch der blutige Widerstand gegen die Besatzer in den fünfziger Jahren. Nie seien die Tibeter ökologisch bewußter gewesen als andere Völker und auch nicht weniger materialistisch: „Die Exilregierung schlägt aus den westlichen Klischees Kapital, verhindert eine Entmythologisierung, eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte."

Was aber bleibt, wenn der Dalai Lama die tibetischen Notlügen richtigstellt? Werden die westlichen Bewunderer dann dem entzauberten Shangri-La noch die gleiche Sympathie und Solidarität entgegenbringen – brauchen also nicht beide Seiten den Mythos vom einzigartigen Volk auf dem Dach der Welt?

Immerhin gesteht Seine Heiligkeit ein, daß auch er bei den jungen Tibetern im Exil den Hang zum Materialismus beobachte, einen Trend genau gegenläufig zur materiellen Übersättigung und spirituellen Suche im Westen. Selbst seine Lamas würden manchmal gegenüber dem Mammon schwach. Er verurteilt sie nicht, aber es macht ihn traurig.

Häufig zieht er sich dann in seine Werkstatt zurück, nimmt Uhren auseinander, setzt sie akribisch zusammen. Alleskleber hält Seine Heiligkeit für eine der größten Erfindungen, und die Astronomie ist seine Leidenschaft seit den Kindertagen mit dem Teleskop. Der Gottkönig „liebt die Exaktheit der Wissenschaft". Er fällt Entscheidungen nach dem gesunden Menschenverstand, läßt sich von seinen Freunden schon mal überstimmen, hält die „Unfehlbarkeit" eines Papstes für ein merkwürdiges, befremdliches Konzept.

Er setzt auf Logik: „Buddha gibt uns die Freiheit, ja fordert uns heraus, Fakten herauszufinden." Doch steht die tibetische Nation am Scheideweg, geht es um Existentielles – dann läßt er das Orakel entscheiden. Dann meditiert der Dalai Lama. Und würfelt.

„Die Exilregierung des Dalai Lama schlägt Kapital aus Mythen und westlichen Klischees"

So hat er sich 1959 für die Flucht entschieden. So hat er im Mai 1995 die Reinkarnation des Pantschen Lama, des zweithöchsten tibetischen Führers, bestimmt.

Den sechsjährigen Knaben in der tibetischen Heimat, den der Gottkönig aus einer von Mönchen nach komplizierten Vorschriften erstellten Liste mehrerer junger Anwärter aussuchte, hat Pekings Parteispitze verschleppen lassen und hält ihn an unbekanntem Ort fest – der jüngste politische Gefangene der Welt. Die KP hat feierlich einen Funktionärssohn, sechs, als eigenen Pantschen Lama inthronisiert: Partei-Rankküne gegen das Zufallsprinzip.

„Das mit dem Würfeln kommt Ihnen bestimmt albern vor, Sie nehmen die doch nur zum Glücksspiel", sagt der Dalai Lama. „Merkwürdig, so eine religiöse Zeremonie, unter der Flamme der Butterlampe, nach altem Ritual, oder?"

Es bleibt unklar, ob er dem Besucher abnimmt, daß der dies keinesfalls seltsamer findet als die Vorstellung der Christen, eine Hostie verwandle sich zum Leib Christi. Aber der Gottkönig quittiert es lächelnd, bevor er in ein nachdenkliches Schweigen verfällt.

Nie war der Dalai Lama als Repräsentant seines Volkes so beliebt, so weltweit anerkannt wie heute – und so machtlos. Nie war der Regent, der in der Heimat weggesperrt von seinem Volk lebte, seinen Tibetern so nah wie im Exil; er leistet mindestens einmal in der Woche ein öffentliches Gebet und hält Sprechstunden auch für die einfachsten seiner Untertanen ab. Aber welche Worte des Trostes hat der Gottkönig für die im Exil, für die Daheimgebliebenen?

Natürlich könnte er eine Ansprache im tibetischen Radioprogramm von „Voice of America" halten, so flammend, daß noch mehr Gläubige die lebensgefährliche Flucht über die Eisberge riskieren. Das will er



Tibetische Neuankömmlinge im indischen Exil: *Gefährliche Flucht über die Schneeberge*

nicht verantworten, und trotzdem wagen jedes Jahr noch an die 2000 Tibeter bei Nacht und Nebel und meist im bitterkalten Winter, wenn die chinesische Grenztruppe ausgedünnt ist, den großen Treck. Männer wie Lobsang Nyendak, 22 Jahre, Mönch aus Bilu, der jetzt in Dharamsala aufgeregt der ersten Audienz Seiner Heiligkeit entgegenfiebert.

„Wir hatten einen tibetischen Führer und sind nur nachts gegangen, in der Gruppe, eine Woche bis zur nepalesischen Grenze. 15 haben es geschafft, 6 Frauen und Kinder kamen um im hohen Schnee“, sagt er, letzteres fast beiläufig. Tränen der Vorfreude kullern über sein gerötetes Gesicht, die Berührung des Dalai Lama wird der größte Augenblick seines Lebens.

Neben ihm steht Tashi, ein zwölfjähriges Mädchen; sie hat keine Tränen mehr. Sie konnte, auf dem Rücken eines Trägers, völlig erschöpft, die Strapazen irgendwie bewältigen, doch ihr Leben ist zerstört – Vater und Mutter sind ums Leben gekommen. „Der Dalai Lama ist mein Vater“, stammelt die Kleine, und hat erkennbar keine Ahnung, von wem sie spricht.

Das wissen wohl auch nicht alle, die im Westen, Tausende Kilometer entfernt von Little Lhasa, dem modischen Trend folgen und sich mit dem Gottkönig beschäftigen, ihn unreflektiert verehren. In Deutschland allein hat sich die Zahl der tibetischen Zentren von 81 auf 141 gesteigert – in einem Zeitraum von nur sechs Jahren.

Ob es „nur“ 300 000 oder schon eine halbe Million Buddhisten zwischen Rhein und Elbe gibt – keiner kennt die Zahl so genau. „Wo tun Sie zum Beispiel die noch formal als Christen erfaßten Zen-Buddhisten hin“, fragt der Religionswissenschaftler Martin Baumann, „die abends ein bißchen im Wohnzimmer meditieren, ohne daß einer Notiz davon nimmt?“ Und wer zählt schon die „einsam ziehenden Nilpferde“, wie es im Gleichnis heißt, die nach dem Kirchenaustritt ihren Privat-Buddhismus pflegen und sich der organisierten Andacht in Ortsgruppen und Dachverbänden entziehen?

Zur Erleichterung der Statistiker allerdings sind die buddhistischen Deutschen in der Regel genauso vereinsmeierisch eingestellt wie ihre weniger spirituellen Landsleute: 413 buddhistische Gruppen unterschiedlicher Traditionen zählten die Experten vergangenes Jahr. 1970 gab es ganze 15 Buddhisten-Clubs; 1991 waren es gerade 200.

„Alle Schulen haben massiv zugelegt“, sagt Baumann – am stärksten die in Ostasien verbreitete Mahayana-Richtung, zu der auch der Zen-Buddhismus gehört. Zen war mit den Hippies schick und vorübergehend ein bißchen unpopulär geworden.

Auch die Zahl der klassischen Theravada-Zentren hat sich verdoppelt. „Der Weg der Alten“ hält sich eine unverfälschte Interpretation der Lehre zugute und wurde vor allem in den akademischen Zirkeln der deutschen Buddha-Pioniere bevorzugt. In den letzten Jahrzehnten galt die Richtung als angestaubt, nun ist die „reine Lehre“ wieder mehr gefragt.

Doch so unmißverständlich der Trend an allen Fronten nach oben weist, so jung und dynamisch die Neu-Konvertierten mit einem Schnitt von unter 30 Jahren sind – der Buddha-Boom treibt auch sumpfige Blüten. Mit wagemutigen Thesen wie etwa „Buddhismus macht Frauen schön und glücklich“ („Bunte“) werden Vorstellungen genährt, die vom „trockenen, geerdeten Pragmatismus buddhistischer Wirklichkeitssicht“ (so das Buddhisten-Organ „Lotusblätter“) dann doch recht schwer einzulösen sind.

„Machen wir uns nichts vor“, sagt der Religionswissenschaftler Baumann, „viele nutzen den Buddhismus doch nur als spirituellen Durchlauferhitzer.“ Früher oder später werde die Gemeinde der deutschen „Romantiker“ feststellen, daß der wahre Buddhismus Arbeit macht – und ernüchtert zu den Billig-Angeboten der gemeinen Esoterik und des New Age zurückkehren: Erlösung light mit Quarzkristallen und dem „Streicheln der Aura“.

Zwar ist aus Buddhas Lehre tatsächlich eine „offene“ Religion hervorgegangen; seriöse Gruppen wie die Buddhistische Gesellschaft in Hamburg nehmen Christen und Muslime sogar als Mitglieder auf, ohne ihnen eine formelle Konversion abzuverlangen. Dennoch mußte sich die Deutsche

OUTLINE / INTER-TOPICS

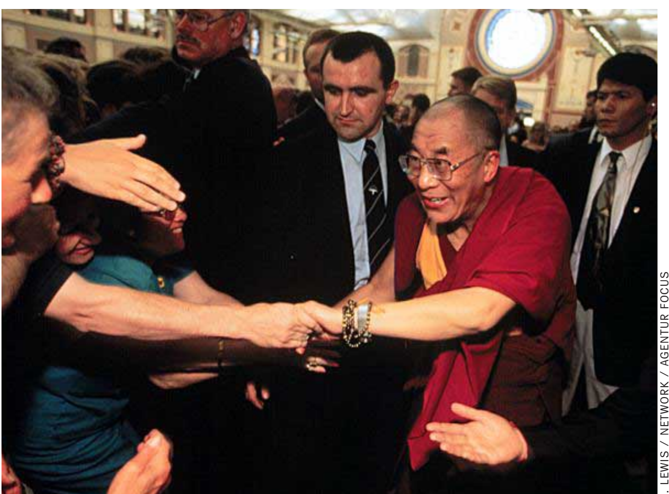


R. RAI / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Dalai-Lama-Bewunderer Gere, Danielle Mitterrand: *Westliche Sehnsüchte*



SIPA



B. LEWIS / NETWORK / AGENTUR FOCUS

Dalai-Lama-Gesprächspartner Clinton, Dalai-Lama-Verehrer in London: *Hoffnung auf Erleuchtung*



J. WISCHMANN / AGENTUR FOCUS

Gebetsfahnen im tibetischen Hochland: *„Viele nutzen den Buddhismus als spirituellen Durchlauferhitzer“*

Buddhistische Union (DBU), Sitz München, durchringen, gegen Umarmungsversuche von esoterischen Gruppen vorzugehen, die gern alle Unterschiede verwischen und einem diffusen Gutmenschen-Kult anhängen.

Vor einigen Jahren, so DBU-Chef Alfred Weil, wurde Scientology vorstellig: Man stehe doch auf gemeinsamen Grundlagen – Wiedergeburt, Weisheitslehre, Beseitigung „mentaler Störungen“ und so weiter. Sei es da nicht an der Zeit, ein bißchen intensiver zusammenzuarbeiten, wo doch schon Sektengründer Ron Hubbard ein bekennender Buddha-Fan gewesen sei?

Die DBU, die auf ihren Ruf zu achten hat, weil ihr Mitgliedsstempel den Sektenbeauftragten der Republik als Gütesiegel gilt, distanzierte sich eilig. Daß einige Scientology-Niederlassungen in Deutschland sich in ihren Satzungen dennoch auf „buddhistische Traditionen“ berufen, konnte sie nicht verhindern.

Komplizierter als bei Scientology liegt der Fall beim dänischen Reise- und Wander-Lama Ole Nydahl: Der ehemalige Boxer füllt mit flammenden Vorträgen von Hamburg bis München die Säle. Mit gezielten Provokationen der Alt-Buddhisten zieht er vor allem erfolgreiches, hippes Publikum an: nein zum Tempolimit auf deutschen Autobahnen, ja zum Sex auch unter Würdenträgern, Schluß mit dem zwanghaften Vegetariertum. Mit Stammtischparolen zur Ausländerproblematik („nicht überfremden lassen“) bedient er nebenbei auch die unter Sinnsuchern verbreiteten Vorurteile.

„Nydahl ist ein charismatischer Lehrer, so was mögen die Deutschen“, sagt DBU-Ratsmitglied Sylvia Wetzel über den 57jährigen, „und Frauen finden den Typ einfach sexy.“ Das Problem sei nur: Seit Nydahls Lehrer, Seine Heiligkeit der 16. Karmapa, 1981 verstarb, habe er abgehoben.

Auch im hessischen Mörfelden-Walldorf tut sich Obskures. Hier hat sich vor bald elf Jahren die deutsche Zentrale der Soka Gakkai niedergelassen. Die Gemeinde, zu der sich der Popstar Tina Turner und der italienische Fußballer Roberto Baggio bekennen, beruft sich auf den Philosophen Nichiren (1222 bis 1282); in ihrem Stammland Japan ist die mit etwa acht Millionen Mitgliedern und einem geschätzten Vermögen von 100 Milliarden Dollar mächtigste organisierte Religionsgemeinschaft allerdings umstritten. Die Sekte gilt dort als intolerant und brutal im Umgang mit abtrünnigen Mitgliedern.

In Deutschland ist Soka Gakkai inzwischen mit fünf Zentren und rund 2500 Anhängern vertreten. Joachim Keden, Sektenbeauftragter der Evangelischen Landeskirche in Düsseldorf, schätzt sie als „gefährlich“ ein. Keden hat wiederholt Mitglieder betreut, die noch Monate nach ihrem Ausstieg völlig verstört sind, weil sie ohne ihren Meister und das exzessive gemeinsame „Chanten“, das stundenlange Aufsagen bestimmter Meditationstexte, „einfach nicht mehr klarkommen“.

Niemand kann dem großen Religionsstifter Siddharta Gautama anlasten, daß Zen- und Meditationskreise hierzulande auch labile Menschen anlocken, die auf Lebenshilfe oder gar medizinische Betreuung angewiesen sind. Verblüffender ist schon, daß viele antiautoritäre, anarchistisch und feministisch geprägte Alt-Achtundsechziger so inspiriert sind von einer Religion, die hierarchische Strukturen, selbstbeschränkende Klosterkultur und die Autorität des Lehrers predigt.

„Buddhismus vermag sowohl den romantischen Suchern als auch den rationalistischen Analytikern eine religiöse Heimat zu bieten: Die einen heben die mystische Seite hervor, die anderen betonen kognitive Aspekte der Lehre“, sagt Experte Baumann. Gesucht wird offensichtlich: die Wiederverzauberung einer kalten und herzlosen Welt. Gesucht wird ein Heiliger, ein Buddha für unsere Zeiten. Viele glauben, ihn im Dalai Lama gefunden zu haben.

Wiedergeburt, Weisheitslehre – auch die Scientologen berufen sich auf „buddhistische Werte“

Der Dalai Lama aber möchte am liebsten nur ein einfacher Mönch sein. Er ist ein Sisyphus vom höchsten Bergmassiv der Welt, ein rastloser, oft wohl auch ratloser Mensch; einer mit liebenswerten Schwächen. Er pflegt emsig die Pflanzen in seinem Garten von Dharamsala. Zwei Katzen, die er hochpäppelte, schenkte er Freunden: „Ich hatte sie zu liebgewonnen.“

Seinen Papagei hat er noch, den haben seine Angestellten einst mit gebrochenem Bein gefunden und ihm gebracht. Er hat ihn gesundgehätschelt, hält ihn in einem großen Käfig. Nun könnte der Vogel wieder fliegen. Doch mit oder ohne Gitter, das Tier macht keine Anstalten: „Er hat es sich im Exil bequem gemacht – wohl ein tibetischer Papagei“, sagt der Dalai Lama. Und lacht sein dröhnendes, tiefes, herzliches Nikolauslachen.

Diesmal klingt es seltsam wehmütig. So als ahne der Dalai Lama, daß der Buddhismus zwar im Westen Triumphe feiern kann, in seiner Heimat aber zum Untergang verurteilt ist.

SPIEGEL-GESPRÄCH

Wenn Eisenvögel fliegen

Der Buddhismus-Forscher Hans Wolfgang Schumann über das Leben und die Lehre des Siddharta Gautama

SPIEGEL: Herr Schumann, kaum eine Religion spricht in den westlichen Ländern derzeit so viele Menschen an wie der Buddhismus. Was macht die Lehre des Buddha so attraktiv, warum fasziniert sie gerade heute besonders?

Schumann: „Wenn Eisenvögel durch die Luft fliegen, wird der Buddhismus Richtung Westen wandern und in die fernsten Länder kommen", hat der große Mönch Padmasambhava vor über 1200 Jahren in Tibet gesagt.

SPIEGEL: Eine erstaunliche Prophezeiung. Aber Flugzeuge verbinden nun schon einige Jahrzehnte die Kontinente und die Menschen – und doch ist der Buddhismus erst seit kurzer Zeit, im Hollywood der Superstars wie bei den jungen Leuten in Westeuropa, zur Modereligion geworden.

Schumann: Natürlich erklären weder eine erfüllte Vorhersage noch der internationale Flugverkehr oder die Exotik des Ostens dieses Phänomen. Die Gründe dafür sind tiefergehend. Es gibt offensichtlich ein spirituelles Verlangen bei den materiell gesättigten Menschen im Westen. Daß diese Suchenden besonders vom Buddhismus angesprochen werden, liegt unter anderem an der Sanftmut und der Toleranz dieser Religion. Es wurden in ihrem Namen keine Kriege geführt, keine Menschen auf den Scheiterhaufen geworfen, keine Bücher verbrannt.

SPIEGEL: Solche Exzesse kann doch aber niemand den Religionsstiftern Jesus von Nazareth oder Mohammed vorwerfen. Gleichen deren Anleitungen zu einem moralischen Leben nicht denen des Buddha?

Schumann: Alle Religionen haben hohe ethische Wertmaßstäbe, darin liegen ihre Gemeinsamkeiten. Das darf aber ihre Gegensätze nicht verwischen, nach dem Motto, das gegenwärtig viele als tolerantes Denken ausgeben: im Kern seien alle Religionen identisch.

SPIEGEL: Und das halten Sie für Unsinn?

Schumann: Natürlich. Vom Dogma her ist es eben nicht das gleiche: Buddhismus und Christentum etwa sind grundsätzlich unvereinbar.

SPIEGEL: Inwiefern?

Schumann: Na, erzählen Sie mal einem Christen, er solle ohne Gott auskommen. Der Buddha betrachtete metaphysische Spekulationen darüber, wer die Welt geschaffen haben könnte und warum, als reine Zeitverschwendung, sogar als Hindernis bei dem Bemühen um Erlösung. Auch Götter unterliegen den Naturgesetzen und können dem Menschen nicht helfen, er muß sich selbst von Unwissenheit und Leid zu befreien suchen. Und der Buddha leugnet noch etwas anderes, was für jeden Christen fundamental ist: die Existenz einer unsterblichen Seele.

SPIEGEL: Kann ein Glaube ohne Gott und Seele überhaupt als Religion bezeichnet werden – oder handelt es sich dabei eher um einen Verhaltenskodex mit ethischen Richtlinien und Anleitungen zur spirituellen Praxis?

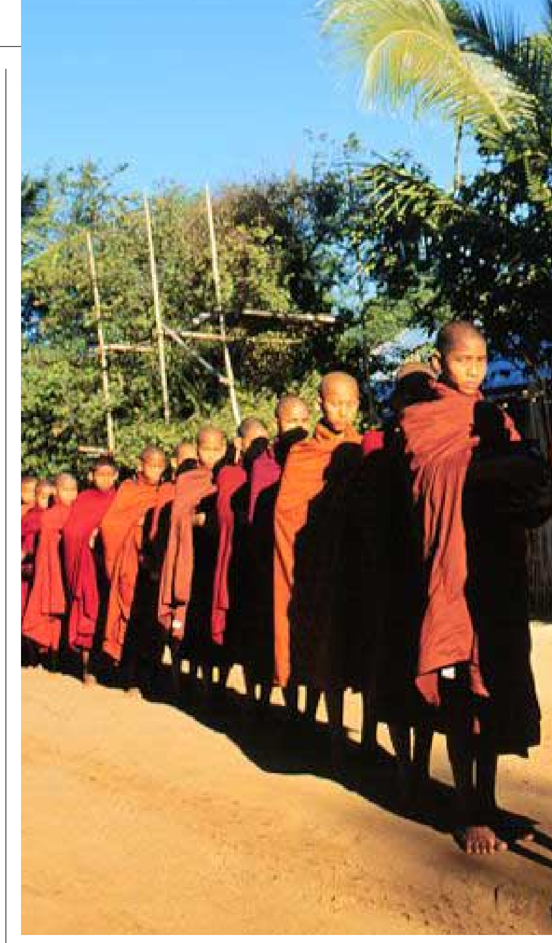
Schumann: Der Buddhismus ist ohne Zweifel mehr als das, denn sein Ziel ist ja die Erlösung von Wiedergeburt und Leiden. Wir unterscheiden in der Wissenschaft zwischen prophetischen Religionen, die nach außen gekehrt sind und die Welt ändern, den Menschen erziehen wollen – Judaismus, Christentum, Islam –, und auf der anderen Seite mystischen Religionen. Die Mystiker, dazu zählen die Buddhisten, gehen davon aus, daß die Welt einer unbeeinflußbaren Mechanik unterliegt, natürlichen Gesetzen. Der Mystiker weiß, wenn er mit der Welt fertig werden will, muß er sich anpassen, an sich selbst arbeiten, den Verführungen der Welt gegenüber standhaft bleiben. Er blickt nach innen …

SPIEGEL: … und kehrt den Ungerechtigkeiten der Welt den Rücken zu?

Schumann: Sie mögen schon recht haben: Die Einsicht, daß die Welt sich im ganzen nicht ändern läßt, veranlaßt viele, sich nach innen zu kehren. Aber eine völlig weltabgewandte Religion wollte der Buddha nie, auch wenn es für viele der heutigen Mode-Buddhisten darauf hinausläuft – er wollte die Welt-Überwindung. Schon gar nicht propagierte er den Ego-Trip, das Ego ist für ihn bloße Einbildung. Kann ich einige weitverbreitete Mißverständnisse über seine Lehre aufklären?

SPIEGEL: Bitte.

Schumann: Ausgangspunkt des buddhistischen Denkens ist die Erkenntnis, daß nichts beständig ist. Auf der Welt sein heißt, Leiden erfahren zu müssen: durch Altern, Krankheiten, Trennungsschmerz. Dies endet nicht mit dem Tod – im Kreislauf der Wiedergeburten begegnen wir dem Lei-



Buddhistische Bettelmönche in Burma, katholische



J. H. DARCHINGER

Auf Buddhas Spuren

ist der Indologe und Religionswissenschaftler Hans Wolfgang Schumann, 70, jahrzehntelang gereist: als Gelehrter und Diplomat. Er war Lektor an der Hindu-Universität in Benares und Lehrbeauftragter für Buddhismus in Bonn. Als Konsul und Botschaftsrat vertrat er die Bundesrepublik in Indien, Sri Lanka, Burma und in den USA. Zu seinen wichtigsten Veröffentlichungen gehört „Der historische Buddha", erschienen im Eugen Diederichs Verlag (320 Seiten; 19,80 Mark).





(l.) C. BOISVIEUX / BILDERBERG; (r.) ACTION PRESS

Würdenträger mit Papst Johannes Paul II. (2. v. r.): *„Auf der Welt sein heißt, Leiden erfahren zu müssen“*

den in immer neuen Erscheinungsformen. Tröstlich dabei ist, daß die Wiedergeburten einer durchschaubaren Mechanik folgen: Wer überwiegend Gutes getan hat, darf nach dem Tode auf eine angenehmere Daseinsform hoffen, als Mensch in besserer sozialer Stellung oder als ein Gott – was allerdings noch keine Erlösung vom Leiden bedeutet. Schon die gute Absicht beeinflußt die Wiedergeburt qualitativ.

SPIEGEL: Das erinnert ein wenig an die Praxis einer Schule: Die schlechten Schüler werden zurückgestuft, die guten rücken auf. Versetzt werden ist ja ganz gut – wie aber erreicht man das Reifezeugnis?

Schumann: Man muß den Ursprung des Leidens erkennen: Gier, Haß und Unwissenheit gelten im Buddhismus als die Urheber des Leidens und der Wiedergeburt. Erlöst werden kann nur, wer den Achtfachen Pfad des Buddha befolgt – wer sich im rechten Verstehen, Denken, Reden, Handeln, Leben, Streben, Gedenken und Sichversenken übt. Die acht Regeln führen zur Aufhebung von Gier, Haß und Unwissenheit und zum Nirvana, zum Verlöschen. In das Nirvana tritt man nicht ein, wie oft gesagt wird, sondern Nirvana tritt ein: die Leidfreiheit – das buddhistische Erlösungsziel.

SPIEGEL: Vergleichbar dem Paradies der Christen?

Schumann: Religionen, die eine unsterbliche Seele lehren, müssen für sie ein Paradies oder das Eingehen in eine Gottheit schaffen. Das Nirvana der Buddhisten, die ja eine ewige, den Tod überdauernde Seele bestreiten, liegt jenseits davon. Um es mit den alten Schriften zu sagen: „Wie eine Flamme, ausgeweht vom Winde, verweht ist und Begriffe nicht mehr passen, so der von Leib und Geiste befreite Weise: Er ist nicht mehr begrifflich zu fassen.“

SPIEGEL: Der Buddhismus gilt dogmatisch weniger festgelegt als andere Religionen. Er lädt ein zum Ausprobieren, ermuntert dazu, nicht alles auf Treu und Glauben zu übernehmen, heißt es oft. Auch das ein Vorurteil?

Schumann: Er kennt mehr Freiräume, ist weniger dogmatisch als etwa das Christentum. Und der Buddhismus hat nie versucht, mit Feuer und Schwert Andersdenkende zu bekehren. Aber das heißt nicht, daß es im Belieben des einzelnen stünde, was er von der Lehre akzeptiert oder nicht. Wer meditiert und den Artenschutz propagiert, ist deshalb noch lange kein Buddhist. Der Buddha hat selbst geraten, seine Lehre erst anzunehmen, wenn man sie gründlich für sich geprüft hat …

SPIEGEL: … und er gestand jedem das Recht zu, bei seiner spirituellen Suche zu anderen Erkenntnissen zu kommen.

Schumann: Genau. Das darf man nicht mit Wischiwaschi verwechseln oder gar mit dem Anspruch, sich aus dem Schriften-Kanon nur das Passende herauszusuchen, wie es heute so viele machen.

SPIEGEL: Sie haben in Ihren Büchern nie definitiv erkennen lassen, ob Sie selbst Buddhist geworden sind.

Schumann: Richtig. Ich halte Religion für eine Privatangelegenheit; aber wenn Sie mich so interpretieren wollen, bitte. Der Buddhismus hat mich ein Leben lang fasziniert, und ich habe großes Verständnis und Sympathie für alle jungen Leute, die sich nicht mehr allein vom christlichen Kindergottesdienst prägen lassen und die sich fragen: Ist es wirklich so, daß es da einen Gott mit langem, wallendem Haar gibt, der über allem waltet? Oder existiert vielleicht ein ganz anderes, mit heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen vereinbares System?

„Es gibt keine ewige Seele des Menschen – das verbindet Buddhismus mit Naturwissenschaft“

SPIEGEL: Das klingt so, als hielten Sie den Buddhismus für eine naturwissenschaftlich beweisbare Religion.

Schumann: Natürlich ist der konditionale Kreislauf der Wiedergeburten genausowenig beweisbar wie das christliche oder muslimische Dogma. Aber der Ausgangspunkt des buddhistischen Denkens, daß alles im Fluß ist und es keine ewige Seele gibt, daß das Weltall rotiert nach Gesetzen, die sich physikalisch und aus der Materie ergaben, ohne daß ein Gott dafür einen Plan aufgestellt hätte, das verbindet diesen Glauben mit der Naturwissen-

schaft. Das reizt mich an dieser Figur des Siddharta Gautama: seine präzisen Analysen, sein logischer Gedankenaufbau.

SPIEGEL: Wie historisch ist dieser Buddha? Was wissen wir über ihn, was ist Legende?

„Lesen und schreiben hat der Buddha nicht gelernt; es wäre auch unüblich gewesen“

Schumann: Im Vergleich zu Jesus von Nazareth etwa zehnmal mehr und ungleich Präziseres, das freilich später teilweise durch Legenden überdeckt wurde. Was sein genaues Geburtsjahr im 6. oder 5. Jahrhundert vor Christus war, darüber streiten wir uns in der Wissenschaft; nicht aber über seine Herkunft, seine Lehre und sein Wandergebiet – es hat eine Ausdehnung von 600 mal 300 Kilometern im Himalaja-Vorland des heutigen Nordindien.

SPIEGEL: Woher stammen die genauen Kenntnisse über einen Menschen, der vor 2500 Jahren gelebt hat?

Schumann: Vier Monate nach dem Tod des Meisters trafen sich seine wichtigsten Mönche, darunter Ananda, der ihn 25 Jahre lang begleitet hatte. Sie rezitierten seine Lehrreden, junge Mönche mußten sie auswendig lernen, dann wurden sie im ersten vorchristlichen Jahrhundert auf Ceylon in der Pali-Sprache aufgeschrieben. Diese Überlieferung blieb uns vollständig erhalten, einschließlich solcher Details, daß er an einem Bandscheibenvorfall litt und an den Folgen einer unbekömmlichen Mahlzeit starb. Daß uns auch Fehlschläge im Leben des Buddha überliefert werden, läßt auf historische Treue des Kanons schließen.

SPIEGEL: Deutete schon die Kindheit auf ein besonderes Leben, gab es ein Schlüsselerlebnis, das den jungen Mann schließlich zum Erwachten machte?

Schumann: Sie denken an Bertoluccis märchenhaften Film vom „Little Buddha“ oder an die Volkslegenden von den Lotosblumen, die den Fußabdrücken des kleinen Siddharta entsprossen. Historisch belegt ist: Siddharta Gautama war der Sohn des Präsidenten von Sakya, einer kleinen, vom Herrscher von Kosala abhängigen Republik – also kein Prinz oder Königssohn, wie es so oft heißt. Er gehörte der Oberschicht an und war schon in jungen Jahren bei Ratsversammlungen dabei; das bildete wohl die Grundlage für seine Rechtskenntnisse wie für seine Beredsamkeit. Lesen und schreiben allerdings hat er nicht gelernt, es wäre damals auch unüblich gewesen.

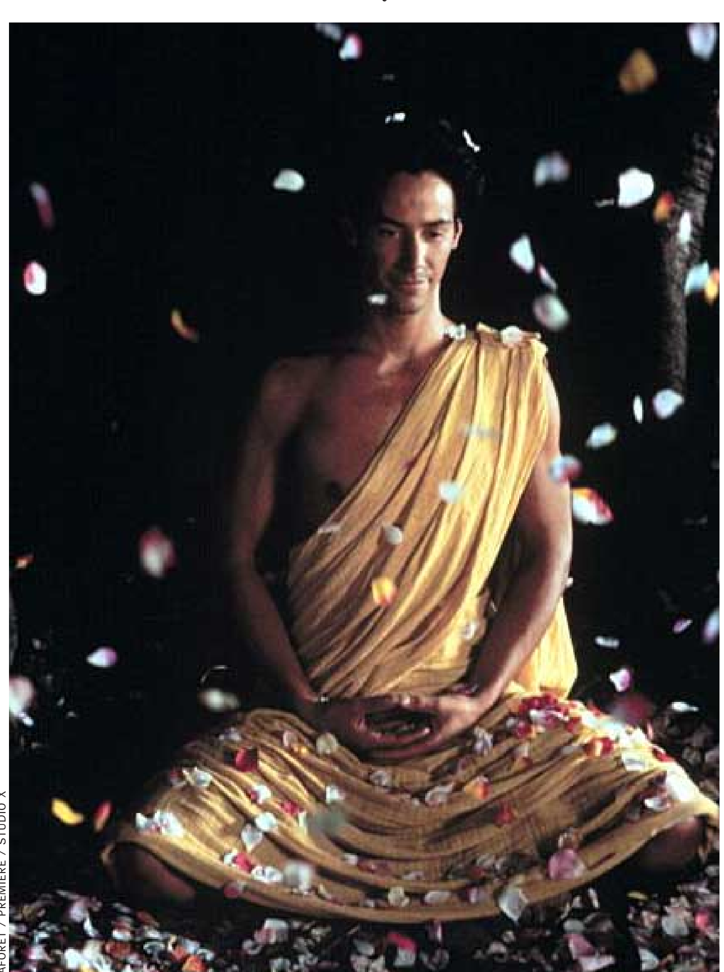
Den 16jährigen verheirateten die Eltern mit einer gleichaltrigen Kusine; als das Paar 29 wurde, bekam es einen Sohn. Unmittelbar danach verließ Siddharta Eltern, Gattin und Kind – er ging als obdachloser Bettelmönch auf spirituelle Suche.

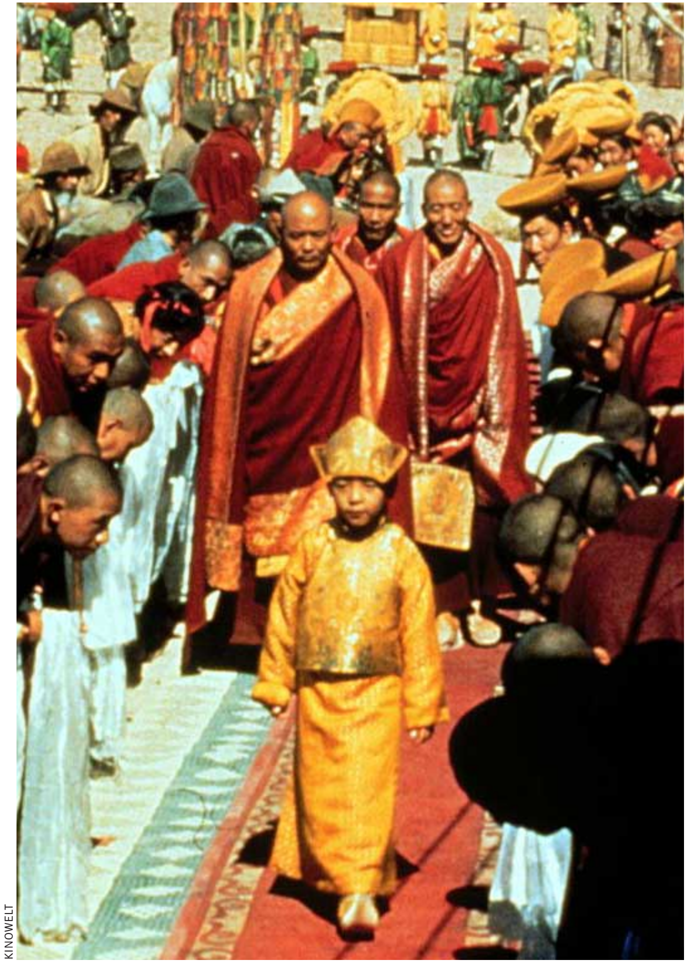
SPIEGEL: Ein Aussteiger ohne emotionale Bindungen? Womöglich ein Mann in der Midlife-crisis?

Schumann: Weder – noch. Er informierte die Familie über seine Entscheidung, und vieles spricht dafür, daß er mit seiner Suche so lange gewartet hat, bis er einen Sohn zurücklassen konnte …

SPIEGEL: … von dem wenig die Rede ist. Was wurde aus ihm?

Schumann: Der Buddha hat ihn später in seinen Orden aufgenommen, der Sohn blieb zeitlebens eine blasse Figur. Er wird als gelehrig und gehorsam beschrieben. Doch zurück zum Wandermönch Siddharta: Der begab sich zunächst in die Hände zweier Lehrer, Gurus würde man heute sagen. Deren Weisheiten brachten ihm zunächst wenig, und so versuchte er es mit Askese, lief nackt herum, wusch sich nicht mehr, fastete sich fast zu Tode. Sehr plastisch beschreibt das der Pali-Kanon: Seine Rippen standen heraus wie „Dachsparren eines verfallenen Hauses“, sein Gesäß wurde „so klein wie ein Ochsenhuf“. Viel spricht dafür, daß das seine eigenen Worte sind.


LAFORET / PREMIERE / STUDIO X


KINOWELT

Buddha-Darsteller, Dalai-Lama-Akteur im Film*: *„Spirituelles Verlangen bei den materiell gesättigten Menschen im Westen“*

* Links: Keanu Reeves in „Little Buddha“; rechts: Szene aus „Kundun“.

SPIEGEL: Die Selbsttorturen erwiesen sich als eine Selbsttäuschung?

Schumann: Er sah ein, daß die Schwächung des Körpers auch den Geist in Mitleidenschaft zieht. Er aß wieder regelmäßig und verlor so seine Mitasketen, die von der vermeintlichen Schwäche und dem Rückfall ins weltliche Leben enttäuscht waren. Systematische Meditation erwies sich für Siddharta als der richtige Weg. Gehörtes und Selbsterkanntes fügten sich in seinem Denken zu einem harmonischen System zusammen, er fand seinen „Dharma“, die mit der Wahrheit gleichgesetzte „Lehre“. Damit war er, mit 35 Jahren, die letzten 6 als heimatloser Bettelmönch, zum „Erwachten“, zum „Buddha“ geworden. Die ehemaligen Mitasketen wurden seine ersten Hörer, mit seinen Predigten setzte er „das Rad der Lehre“ in Gang. Bald gab es „buddhistische“ Orden und eine größere Laiengemeinde.

SPIEGEL: Jesus von Nazareth wird von vielen auch als Sozialrevolutionär verstanden. Der Religionsstifter Buddha kam mit den Autoritäten gut zurecht. Was sagt das über sein soziales Gewissen?

Schumann: Der Buddha hatte ein soziales Gewissen, aber sicher ist eines richtig: Die Gesellschaft als Ganzes erschien ihm unveränderbar, ein Reformator in diesem Sinn war er nicht. Seine Herkunft aus der Kaste des Krieger- und Amtsadels erlaubte ihm, mit den Königen einigermaßen ebenbürtig zu reden, aber gelegentlich machten die ihm seine Grenzen deutlich, bespitzelten seine Klöster, forderten ihn offen auf, Wehrpflichtige nicht zu ordinieren. Der Buddha richtete sich danach, er war Realist, kein Märtyrer.

SPIEGEL: War er weltscheu? Verlangte er von seinen Anhängern, sie sollten auf jedes soziale Engagement, auf jede Verbesserung der Lebensumstände verzichten?

Schumann: Weder – noch. Der Buddha besaß offensichtlich eine hervorragende Welt- und Menschenkenntnis und setzte sie ein – auch für „Public Relations“. Armut sah er als Gebot für Mönche, für andere aber als Übel. Er befürwortete wirtschaftliche Aktivitäten, gab sogar Hinweise, welche Qualitäten zum Kaufmannsberuf nötig seien.

Ein Grund für den großen Zuspruch war, daß der Buddha Angehörige niedriger Kasten nicht als minderwertig ansah. Er veränderte den Kastenbegriff: Brahmane wurde man seiner Lehre nach nicht durch Geburt, sondern durch ethische Disziplinierung. Und doch war der Buddha letztlich immer ein Mystiker, der den Weg zur Erlösung im Innern eines jeden einzelnen aufzeigte.

SPIEGEL: Er nennt die Beherrschung der Sexualität als hohes Ziel, verdammt es, sie auszuleben. Macht das den Buddhismus nicht zu einer lustfeindlichen Religion?

Schumann: Sowenig der Buddhismus eine pessimistische Weltreligion ist, wie manche sagen, sowenig ist er eine lustfeind-


M. WOLF / VISUM


H. SACHS / TRANSPARENT

Esoterische Heilversprechungen Handauflegung, Licht-Kristall: *„Beschwerlicher Weg zur Erlösung“*

liche. Allerdings eignet er sich nicht als Rechtfertigung für freien Sex. Selbstbeherrschung wird großgeschrieben.

SPIEGEL: Buddhas Haltung gegenüber Frauen ist zwiespältig.

Schumann: Frauen besitzen dieselbe Erlösungsfähigkeit wie Männer, der Buddha erlaubte einen Nonnenorden.

SPIEGEL: Feministisch klingt nicht gerade, was der 80jährige Buddha seinem Jünger Ananda als Verhaltensregeln gegenüber Frauen einbleute. Zitat: Ihr sollt sie nicht ansehen. – Aber wenn wir sie sehen, was sollen wir tun? – Nicht mit ihnen sprechen, Ananda. – Wenn sie uns aber ansprechen, Herr, wie sollen wir uns dann verhalten? – Auf der Hut bleiben, Ananda.

„Der Buddhismus hat eine Schwäche: Er kümmert sich nicht um die Alltagsnöte der Menschen“

Schumann: Das bezog sich auf das Verhalten von Mönchen, die dem Zölibat verpflichtet waren. Ein Mädchen könnte, wenn es sittsam erzogen und klug sei, sogar mehr wert sein als ein Junge, tröstete Siddharta einmal den König Pasenadi, dem statt des erhofften Sohns eine Tochter geboren wurde.

SPIEGEL: Klugheit war dem Buddha wichtig, seinen „Dharma“, die Lehre, trug er am liebsten Gebildeten vor. Meist folgte er deshalb wohl auch auf seinen Wanderungen den durch die Städte führenden Handelsrouten der Kaufleute. Hat der Buddhismus nicht allein durch sein komplexes Gedankengebäude etwas Elitäres?

Schumann: Daran ist etwas Wahres, aber eine Lehre, die nur elitär ist, hätte nicht einen solchen Siegeszug durch Asien antreten können. Der Buddhismus wäre dann auch nicht so viele Jahrhunderte lang eine Weltreligion geblieben – und würde nicht gerade jetzt wieder zum aktuellen Bekenntnis.

SPIEGEL: In Indien, wo der historische Buddha gelebt hat, konnte sich seine Lehre nicht halten. Sie wurde teilweise vom Hinduismus aufgesogen, im 12. Jahrhundert fegte sie der Ansturm islamischer Heere hinweg. Heute bekennt sich nicht einmal ein Prozent der Inder zum Buddhismus.

Schumann: Das ist richtig. Ohne Zweifel hat der Buddhismus eine Schwäche: Er kümmert sich nicht um die weltlichen Alltagsnöte. Gerade in Entwicklungsländern aber kann sich kaum jemand 24 Stunden am Tag mit Erlösung beschäftigen. Die Menschen sorgen sich darum, wie sie ihre Miete bezahlen, ob ihr Arbeitsplatz stabil ist, wann die kranke Kuh wieder gesund wird. Selbst gläubige Buddhisten haben darum vielfach eine örtliche „Zusatzgottheit“ – etwa den elefantenköpfigen Gott Ganesha, der beim Bewältigen der täglichen Hindernisse hilft.

SPIEGEL: Und dann zerfallen die etwa 400 Millionen weltweit bekennenden Buddhisten noch in unterschiedliche Schulen und Strömungen.

Schumann: Der strengere Theravada-Buddhismus, der „Weg der Alten“, ist in Südasien, in Sri Lanka, Burma, Thailand, Laos und Kambodscha vorherrschend; dagegen dominiert in Ostasien, in China, Korea und Japan der Mahayana-(„Großes Fahrzeug“-)Buddhismus, eine „Weiterführung“ oder „Transzendierung“ der Lehre, ganz wie Sie wollen. Die Mahayana-Anhänger können beim beschwerlichen Weg zur Erlösung den Beistand von Bodhisattvas anrufen – Wesen, die, obwohl reif zum völligen Verlöschen, aus Mitleid in der Welt verbleiben, um anderen zu helfen. Sie erfüllen in etwa die Funktion von Heiligen in der katholischen Kirche, die man bei Schwäche oder Glaubenszweifeln als Mittler einschalten kann.

SPIEGEL: Und der tibetische Buddhismus, der bei uns in Deutschland so besonders populär ist …

Schumann: … ist eine spätere Entwicklung des ursprünglich indischen Mahayana. Der tantrische Buddhismus setzt auf magische Elemente und auf eine reichhaltige Bilder- und Symbolwelt. Was die meisten im Westen nicht wissen: In Tibet sind nur wenige Klöster rein tantrisch. Die meisten sind bestimmt von einer Mischform, bei der ein Lehrer – tibetisch: Lama – die entscheidende Rolle spielt. Der Buddhismus kam erst im 7. Jahrhundert nach Tibet und damit über tausend Jahre nach dem Tod des Buddhas. Sein oberster geistiger und weltlicher Führer ist seit dem 17. Jahrhundert der Dalai Lama.

SPIEGEL: Welche Rolle spielt der Dalai Lama im Spektrum des Gesamt-Buddhismus?

Schumann: Er ist als oberster tibetischer Lehrer und vor allem durch seine überragende Persönlichkeit die Integrationsfigur fast aller mahayanischen Buddhismus-Formen. Auch in Südasien wird er, wie überall auf der Welt – außer im offiziellen China –, als ein großer Mann verehrt, allerdings nicht als Religionsführer. Die Theravada-Buddhisten beziehen sich ausschließlich auf die viel älteren Texte, auf das direkt vom Buddha Überlieferte.

SPIEGEL: Die Urbuddhisten sind weltweit auf dem Rückzug. Bedauern Sie das?

Schumann: Ja. Die westlichen Sucher verlieren sich oft in das buddhistische System, dem sie zufällig zuerst begegnen. Sie versäumen es dadurch, mit ihren Textstudien wirklich am Ursprung anzusetzen. Es ist so, als würden Sie bei der Erforschung des Rheins in Holland anfangen.

SPIEGEL: Ist Ihnen die gegenwärtige Popularität des Buddhismus suspekt?

Schumann: Mich freut, wenn der Buddhismus im Gespräch ist, wenn er Interesse weckt. Aber nicht jeder, der für Tierschutz kämpft, vegetarisch ißt, „Om, mani padme hum“ ruft und meditiert, sollte sich Buddhist nennen. Und wenn Leute denken, sie seien Jünger(innen) des Buddha, weil sie in Tibet nach Wundern suchen: Da verliere ich – ganz gegen diesen Glauben – schon mal meine Geduld.

SPIEGEL: Herr Schumann, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.


DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Hausmitteilung

13. April 1998 **Betr.: Titel, Crapulogie**

Also sprach Buddha: Wer den „Frieden des Geistes“ zum Lebensziel habe, der bemühe sich um „folgende Gesinnung – er sei fähig, aufrecht und freimütig, ohne Stolz, zugänglich und sanftmütig“. Nicht weit verbreitet, diese Gesinnung, aber der Buddhismus selbst expandiert, weltweit, in vielerlei Schattierungen. Vor allem der tibetische Buddhismus, verkörpert im exilierten „Gottkönig“ Dalai Lama, fasziniert die Alte und die Neue Welt. Nie waren sich Himalaja und Hollywood so nahe, selten folgten einem religiösen Führer so glamouröse Jünger und Jüngerinnen wie Richard Gere und Sharon Stone; auch die deutsche Hausfrau der „Lindenstraße“, Mutter Beimer, ist dabei, weil „alles so friedlich“ ist.


R. RAI / MAGNUM / AGENTUR FOCUS

Dalai Lama, Follath

„Alte Freunde wie Sie führe ich durch meinen Garten“, sagte der Dalai Lama, nachdem er SPIEGEL-Redakteur Erich Follath und Fotograf Ragu Rai zu einem zweistündigen Gespräch in seiner Exil-Residenz im indischen Himalaja-Städtchen Dharamsala empfangen hatte: Enthusiasmiert zeigte er seine botanischen Zuchterfolge, täglich um sechs Uhr morgens pflegt er, nach der Meditation, seine Blumen. Die Zukunft des Buddhismus betrachtet er mit Optimismus, die Zukunft seines Volkes unter chinesischer Besatzung aber sieht er traurig-realistisch: „In zehn Jahren ist es mit unserer Kultur vorbei.“

Titel-Autor Follath war von der Bescheidenheit, der Güte und dem Mutterwitz des Nobelpreisträgers beeindruckt. Als er den Dalai Lama bat, für einen kranken Freund eine „Kata“, einen mitgebrachten tibetischen Glücksschal, zu segnen, kam der Mann, der am liebsten nur ein einfacher Mönch wäre, dem Wunsch gern nach – mit einer Einschränkung: „Sagen Sie Ihrem Freund, er soll jetzt bloß nicht denken, er könnte die Medizin absetzen!“ (Seite 108).

Wer hat die Kultur und Literatur des untergegangenen alten Rom fürs Abendland bewahrt? Irische Mönche, die alles brav auf- und abschrieben. So steht es in dem US-Bestseller „How the Irish Saved Civilization“ von Thomas Cahill, und darin steht auch, daß die Iren, ehe sie das Licht aus Rom traf, sich aus Angst vor Dämonen gern in den Schlaf soffen. Und natürlich am nächsten Morgen mit einem Kater aufwachten.

Henry Glass, 46, Redakteur im Ressort Wissenschaft, ist nordirischer Abkunft und kam über ein deutsches Internat in den deutschen Journalismus. Ähnlich seinen keltischen Brüdern des fünften Jahrhunderts rettet er für den SPIEGEL, was dem Leser sonst entginge: Forschungen, in denen Abgründiges an Absurdes stößt („Fremdkörper im Rektum“) und die somit den Blick weiten für die schönen Idiotien des Lebens. Diesmal spürt er einem Wissenschaftszweig nach, der sich „Crapulogie“ nennt und der sicher schon von den Alt-Iren herbeigesehnt wurde. „Crapula“ heißt Katzenjammer, und „Crapulogen“ sind Forscher, die sich mit dem „alkoholischen Post-Intoxikations-Syndrom“ beschäftigen, dem Kater. Glass’ medizinisch-ethnologisch-anthropologischer Streifzug durch die Vielfalt der Bestrebungen, ein Menschheitsleiden zu ergründen und zu lindern, stößt auch auf antike Kuriosa: Die alten Römer aßen frische Euleneier nach dem „abusus in baccho“, die Germanen lieber Krötenlaich (Seite 180).